



Beatrice Salvioni, geboren 1995, studierte Literatur an der Universität Mailand und besuchte dann in Turin die renommierte Schreibschule Holden, gegründet von Alessandro Baricco. Sie hat bereits mehrere Erzählungen geschrieben, von denen eine mit dem Premio Calvino ausgezeichnet wurde. 2021 erregte das literarische Debüt der jungen Autorin große internationale Aufmerksamkeit. *La Malnata* wurde noch vor Erscheinen in Italien zu einem literarischen Ereignis und verkaufte sich innerhalb weniger Wochen in 20 Länder; inzwischen sind es 35.

Malnata in der Presse:

»Ein sensationeller Debütroman über die furchteinflößende Welt der Erwachsenen.« *Sette*

»Dieser Debütroman packt Ihre Seele und lässt Sie nicht mehr los.«
Le Point

»Es ist eine kraftvolle Erzählung, mit einprägsamen Szenen und Dialogen, die in Erinnerung bleiben.« *Die Presse*

»Beatrice Salvioni beschreibt in ›Malnata‹ mit einfachen Worten und dennoch bildhafter Sprache die Enge der Gesellschaft, in der die Mädchen leben [...].« *Münchener Merkur*

»Mitreißend!« *Emotion*

»Ein waschechtes Melodram, das mit allerhand liebens- und hassenswerten Figuren aufwartet und das man sich problemlos als kommende Kinoverfilmung vorstellen kann.« *Galore*

Beatrice Salvioni

MALNATA

ROMAN

*Aus dem Italienischen
von Anja Nattfort*



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *La Malnata*
bei Einaudi, Turin.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo alla traduzione
assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della
Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde übersetzt dank einer Übersetzungsförderung
des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und
internationale Kooperation.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 der Originalausgabe by Beatrice Salvioni
Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Christiane Burkhardt
Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
Umschlagabbildung: © Letizia-Battaglia
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2025
ISBN 978-3-328-11353-9

www.penguin-verlag.de

*Dem Kind, das ich einmal war.
Und vor allem all jenen,
die mich gelehrt haben,
noch heute auf seine Stimme zu hören.*

INHALT

Malnata

PROLOG

Sags niemandem 9

ERSTER TEIL

Wo die Welt beginnt und endet 15

ZWEITER TEIL

Das Blut von morgen und die Sünden von heute 117

DRITTER TEIL

Die Mutprobe 157

VIERTER TEIL

Die Gänsezunge 201

EPILOG

Die Macht der Stimme 253

Dank 265

Anmerkungen 269

PROLOG

SAGS NIEMANDEM

Es ist nicht leicht, sich vom Körper eines Toten zu befreien. Ich war zwölf, als ich das entdeckte, mir lief das Blut aus Nase und Mund, und die Unterhose hatte sich um meine Knöchel gewickelt.

Ich lag am Ufer des Lambro im Schlamm, die spitzen Steine schlugen sich wie Krallen in meinen Nacken und in meinen nackten Po. Auf mir sein schwerer Körper, ganz kantig und noch warm. Seine Augen waren glasig, der Blick leer, an seinem Kinn klebte weißer Speichel, und er stank aus dem offenen Mund. Bevor er mit einer Hand in seiner Unterhose zusammengebrochen war, hatte er mich mit angstverzerrtem Gesicht angesehen, seine schwarzen Pupillen schienen sich zu verflüssigen, als wollten sie ihm über die Wangen rinnen.

Dann war er vornüber gesackt, seine Knie, mit denen er meine Beine gespreizt hatte, bohrten sich immer noch in meine Oberschenkel. Er regte sich nicht mehr.

»Ich wollte doch nur, dass er aufhört«, sagte Maddalena. Sie presste eine Hand an den Kopf, in ihrem verfilzten Haar hatte sich ein Klumpen aus Blut und Schlamm gebildet. »Ich konnte nicht anders.«

Das durchnässte dünne Kleid klebte an ihrer Haut und die Konturen ihres sehnigen, hageren Körpers zeichneten sich ab. »Bleib liegen«, sagte sie und watete auf mich zu. »Ich komme.«

Aber ich konnte mich sowieso nicht rühren: Mein Körper hatte sich in einen vergessenen Gegenstand verwandelt, so weit

weg wie ein ausgefallener Zahn. Alles, was ich spürte, war das klebrige Blut zwischen meinen Lippen und auf der Zunge, das Atmen fiel mir schwer.

Maddalena ließ sich auf alle viere fallen, die Steine knirschten unter ihren nackten Beinen. Ihre Socken waren nass, und sie hatte einen Schuh verloren. Sie stemmte beide Arme gegen seinen Oberkörper, dann die Ellbogen und die Stirn. Sie bündelte all ihre Kräfte, konnte ihn aber nicht bewegen. Im Tod werden die Dinge schwerer. Wie die Katze, die wir in Noès Hof gefunden hatten, bedeckt von Schmutz und breiigen Eingeweiden, der eine Handvoll Fliegen Schnauze und Augen zerfraßen. Wir hatten sie gemeinsam hinter dem Gänsegehege vergraben.

»Ich schaffe es nicht allein«, sagte Maddalena. Das nasse Haar klebte ihr im Gesicht, und Wasser tropfte daraus auf die Steine. »Du musst mithelfen.«

Ihre Stimme schwappte mir durch den Kopf, immer lauter. Nur mit Mühe konnte ich erst den einen, dann den anderen Arm unter seinem Körper hervorziehen. Ich stemmte mich mit den Handflächen gegen seine Brust und begann zu drücken. Über uns der Brückenbogen und ein Streifen vom wolkenverhangenen Himmel, unter uns die nassen, glitschigen Kiesel. Um uns herum rauschte der Fluss.

»Du musst ihn mit einem Ruck wegstoßen.«

Ich gehorchte. Bei jedem Einatmen drang mir der süßliche Geruch seines Rasierwassers in die Nase.

Maddalena sah mich an: »Jetzt!«

Wir schoben gemeinsam, mit einem Schrei drückte ich den Rücken durch, und plötzlich kippte er zur Seite. Der Tote rutschte neben mich, die Augen weit aufgerissen, der Mund offen, die Hose in den Kniekehlen. Seine Gürtelschnalle scheperte gegen die Steine.

Von seinem Gewicht erlöst, drehte ich mich von ihm weg. Ich spuckte roten Speichel aus, fuhr mir mit der Hand über Mund und Nase, um seinen Gestank zu vertreiben. Für einen Moment blieb mir die Luft weg, dann zog ich die Beine an meinen Körper und versuchte durchzuatmen. Das Gummibündchen und der Stoff meiner Unterhose waren zerrissen, von seinen Schuhen zerfetzt. Ich strampelte wütend mit den Füßen, um mich davon zu befreien, zog mir den Rock, der sich in meiner Taille zusammengerollt hatte, über die Oberschenkel. Ich fror, alles tat weh.

Maddalena stand auf, wischte sich den Schlamm von den Beinen. »Alles in Ordnung?«, fragte sie.

Ich biss mir auf die Unterlippe und nickte. Meine zusammengeknürte Kehle fühlte sich an wie ein Damm, der zu brechen drohte. Aber geweint habe ich nicht. Das hatte ich von ihr gelernt. Weinen war nur etwas für Idioten.

Maddalena strich sich das nasse Haar aus der Stirn und zeigte mit kleinen harten Augen auf den leblosen Körper: »Wegtragen können wir den nicht.« Sie leckte sich Blut von der Oberlippe. »Wir müssen ihn hier verstecken.«

Ich stand auf und ging zu ihr. Ich hatte weiche Knie, die Ledersohlen meiner Schuhe waren rutschig. Ich hielt mich an ihr fest, umklammerte ihr Handgelenk. Der Geruch des Flusses überdeckte alles andere. Maddalena zitterte, aber nicht vor Angst. Maddalena hatte vor nichts Angst. Weder vor Signor Tresoldis Hund, wenn er mit hochgezogenen Lippen und Schaum vor dem Maul vor ihr stand, noch vor der Krallen des Teufels, der, so erzählten es die Erwachsenen, durch den Schornstein kommt. Und auch nicht vor Blut oder Krieg.

Sie zitterte, weil sie pitschnass war, denn er hatte sie an den Haaren in den Fluss gezerzt, so sehr sie auch strampelte und schrie. Um sie zum Schweigen zu bringen, hatte er sie mit dem

Kopf unter Wasser getaucht und dabei die ganze Zeit mit einer heiseren Radiostimme vor sich hin geträllert: *»Erzähl mir von der Liebe, Mariù mein ganzes Leben bist du.«*

»Wir müssen Zweige sammeln«, sagte Maddalena, »dicke Zweige.« Sie starrte immer noch auf die reglose Gestalt mit ihren Hubbeln und Dellen, die eben noch meine Handgelenke umklammert und mir die Zunge in den Mund gerammt hatte: Ich spürte es immer noch, auch seine Finger und seinen Atem. Am liebsten wäre ich einfach inmitten der Flusskiesel und dem Rauschen des Wassers eingeschlafen, aber Maddalena berührte mich an der Schulter und sagte: »Wir müssen uns beeilen.«

Wir rollten den Körper ein Stück das Ufer hinunter neben einen der Brückenpfeiler, aus dem Feuchtigkeit drang. Seine Arme waren verdreht, die Finger steif, und sein Mund stand offen. Nichts in diesem Gesicht erinnerte noch an den jungen schneidigen Anhänger des Fascio, der er einmal gewesen war: ein vorlauter, hübscher Kerl in Hosen mit Bügelfalten, die Anstecknadel mit Trikolore und Rutenbündel der Faschisten am Revers, der sich das Haar mit einem Schildpattkamm glättete und lachend rief: »Ihr seid nichts!«

Zwischen den Entennestern und Abwasserkanälen sammelten wir angespülte Zweige, um den halb im Wasser liegenden Körper zu bedecken. Damit das Hochwasser ihn nicht mitriss, beschwerten wir ihn zusätzlich mit Steinen und Wurzeln.

»Wir müssen ihm die Augen schließen«, sagte Maddalena, als sie den letzten faustgroßen Stein fallen ließ. »Das macht man so bei Toten. Ich habe das mal gesehen.«

»Ich fasse ihn nicht an.«

»Gut. Dann tu ich es.« Sie legte ihre Hand auf das bleiche Gesicht und schob ihm mit Mittelfinger und Daumen die Lider zu.

Mit geschlossenen Augen und offenem Mund, unter all diesen Zweigen und Steinen, sah er aus wie jemand, der nachts von einem Albtraum heimgesucht wurde, aus dem er nicht mehr erwachte.

Wir wrangen unsere Röcke und Strümpfe aus. Maddalena streifte den ihr noch gebliebenen Schuh ab und steckte ihn in die Tasche. Ich tat dasselbe mit meiner Unterhose, einem schlammigen, feuchten Fetzen.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie.

»Und wann sehen wir uns wieder?«

»Bald.«

Als ich mit quietschenden Schuhen nach Hause ging, dachte ich an die Zeit zurück, als all das noch nicht mal begonnen hatte. Es war kein Jahr her, dass ich mich in einem trockenen, gebügelten Kleid über die Brüstung des Ponte dei Leoni gebeugt hatte, um Maddalena aus der Ferne zu beobachten, von der ich nur wusste, dass sie Unheil brachte. Damals hatte ich noch nicht gelernt, dass ein einziges Wort von ihr genügte, um zu entscheiden, ob man gerettet oder getötet wurde, ob man mit triefenden Socken nach Hause zurückkehren durfte oder bis in alle Ewigkeit mit dem Gesicht im Fluss schlief.

ERSTER TEIL

WO DIE WELT BEGINNT
UND ENDET

1.

Alle nannten sie die Malnata, »die Unheilbringende«, und niemand konnte sie leiden.

Ihren richtigen Namen zu sagen brachte Unglück, denn sie war eine Hexe, eine von denen, die dir den Tod einhauchen. Sie hatte den Teufel im Leib, und ich sollte auf keinen Fall mit ihr sprechen.

Ich beobachtete sie nur aus der Ferne, sonntags, wenn Mama mir die Schuhe anzog, die an der Ferse drückten, die Wollstrümpfe mit den vielen Knötchen und das gute Kleid, das ich nicht schmutzig machen durfte. Im Sommer rann mir der Schweiß den Nacken hinunter, und ich rieb mir die Oberschenkel wund.

Die Malnata war immer unten am Ufer des Lambro, zusammen mit zwei Jungs, die ich nur vom Namen her kannte: Filippo Colombo, mit hageren Armen und Beinen wie Hühnerknochen, und Matteo Fossati, dessen speckige Schultern und Brust glänzten wie die Rinderkeulen auf dem Markt in der Via San Francesco. Beide trugen kurze Hosen und hatten aufgeschlagene Knie, und obwohl die Malnata jünger war und noch dazu ein Mädchen, wären die beiden bestimmt bereit gewesen, sich wie Soldaten für sie erschießen zu lassen und im Angesicht des Allmächtigen zu sagen: »Ich bin glücklich gestorben.«

In einem von Sonne und Schmutz ausgebleichenen Rock, den sie sich in der Taille hinter einen Herrengürtel gestopft hatte, stand sie mit nackten Füßen, die Arme bis zum Ellbogen im Wasser, auf den warmen Steinen am seichten Ufer.

Dabei sind es ausgerechnet die Beine, die ein Mädchen nie zeigen darf. Ihre waren schmutzig und nackt, an den Waden und Oberschenkeln klebte Schlamm, und ihre Knie waren voller Schorf wie bei einem Hund mit unbehandelten Wunden. Lachend hielt sie einen Fisch in die Höhe, der ihr aus den Händen schlüpfen wollte. Die beiden Jungs applaudierten und stampften mit den Füßen, sodass das dunkle Wasser wild aufspritzte. Ich sah ihnen von der Brücke aus zu, wenn wir zum Elf-Uhr-Gottesdienst gingen, den Mama »den für die besseren Leute« nannte.

Papa ging voran, ohne sich nach uns umzuschauen. Den Nacken kaum vom Hut bedeckt, die Hände auf dem Rücken, wobei die eine die andere am Gelenk umschlossen hatte.

Ungeduldig schubste mich meine Mutter vor sich her: »Wir kommen noch zu spät!« Oder sie schaute von der Brücke und sagte: »So ein Gesindel.«

Mein Vater sagte nichts. Er schimpfte nicht gern, doch ich und vor allem Mama wussten nur zu gut: Wenn wir weiter als einen Steinwurf hinter ihm zurückblieben und dadurch zu spät zur Messe kämen, würde dies ein Sonntag des Schweigens, der knallenden Türen und des zähneknirschenden Kauens am Mundstück seiner Pfeife hinter den Seiten der *Domenica del Corriere* werden.

Ich musste mich zwingen, den Blick von den Kindern unten am Fluss abzuwenden, von diesen Kindern, zu denen ich nicht gehörte, denen ich aber seit jeher heimlich nachspionierte.

Doch an jenem Sonntag sah die Malnata mich zum ersten Mal mit ihren leuchtenden schwarzen Augen an. Und lächelte.

Mir stockte der Atem, ich kniff die Augen zusammen und rannte nach vorn zu meinem Vater, in die Straße, die zum Dom hinaufführte. Er sah nicht einmal auf, als ich neben ihm auftauchte. Wenn eines der wenigen Autos durch die enge Straße

fuhr, pressten wir uns mit dem Rücken ans Schaufenster des Krämerladens oder der Konditorei, aus der warmer Vanilleduft kam. Davor stand ein Schild mit der Aufschrift *Gebäck für fünf Lire*.

Gerade kam der schwarze Fiat Balilla von Roberto Colombo vorbei. Er arbeitete bei der Gemeinde und kannte daher, wie Papa betonte, »wichtige Leute«. Signor Colombo hatte zwei Söhne, denen Signora Colombo einen Mittelscheitel verpasste, und trug wadenhohe schwarze Stiefel. Nachdem die alten Bet-schwestern weitergetratscht hatten, dass sein Jüngster den ganzen Tag mit der Malnata im Fluss herumplanschte, soll er ihm eine Flasche Rizinusöl verabreicht und ihm mit der Gerte den Hintern versohlt haben, bis der ganz rot war.

Danach hatte ich ein paar Sonntage von der Brücke aus nur noch Matteo und die Malnata gesehen: Filippo saß in der Kirche neben seinem Vater, mit polierten Schuhen, das Hemd bis zum Hals zugeknöpft. Insgeheim freute ich mich darüber. Als Filippo es irgendwann wieder vorzog, sich im Schlamm zu wälzen, gewöhnten seine Eltern und sein älterer Bruder sich an, beim Gottesdienst mit etwas mehr Abstand zueinander Platz zu nehmen, damit die Lücke, die er hinterlassen hatte, nicht so auffiel.

Signor Colombo fuhr mit seinem glänzenden Auto zur Messe, das von vorn aussah wie ein Haifischmaul mit spitzen Zähnen. Er stellte es mitten auf dem Domplatz ab, nur wenige Schritte von der Kirche entfernt, als wollte er sich die Stiefel nicht durch übermäßiges Laufen ruinieren.

Mein Vater verzog darüber das Gesicht, als hätte er bittere Tabakkrümel im Mund.

»Unser Untergang. Diese Ungetüme werden uns eines Tages ins Verderben führen.«

Nichts verabscheute er so sehr wie Autos.

»Plötzlich wollen sie alle schnell fahren«, klagte er. »Und niemand trägt mehr Hut.«

Aber wenn er Signor Colombo begegnete, tippte sich Papa dennoch zum Gruß höflich an die Krempe seines grauen Fedoras.

Die drückende Hitze, die bereits zwei Wochen vor Sommerbeginn ausgebrochen war, legte sich im Innern der Kirche schlagartig und wich dem schweren Weihrauchgeruch, der einem zu Kopf stieg und durch und durch ging: ein Gefühl wie Angst vorm Dunklen. Ich ging an Mamas Hand und versuchte, nur auf die weißen Bodenfliesen zu treten, denn der Jesus aus Bronze und Gold hinter dem Altar starrte mich unverwandt an, und wenn ich versehentlich eine schwarze Fliese berührte, würde ich bestimmt in die Hölle kommen.

Im Mittelschiff hörte man Psalmengeflüster und den lispelnden Singsang der Betschwestern, die mit gebeugten Schultern und den Kopf bis über beide Ohren mit einem Schleier verhüllt dasaßen. Wir nahmen immer in den vorderen Bänken Platz, wo man die ganze Zeit über keinen Laut von sich geben durfte, außer um auf die Psalmen zu antworten oder mit »Amen« oder »Mea culpa, mea maxima culpa«. Und während der Priester von allerlei Sünden sprach, für die man in die Hölle kam, war ich in Gedanken bei den Fischen mit ihren silbrig glitzernden Bäuchen, bei diesen Kindern, die barfuß durch den Lambro wateten, und bei dem Blick der Malnata.

Mama vergrub das Gesicht in beiden Händen und presste die Finger gegen die Lider, um das Vaterunser aufzusagen. Ich entdeckte einen Nagel, der aus der hölzernen Gebetsbank hervorragte. Als der Priester den Leib Christi in die Höhe hielt, ließ ich mich wie die alten Frauen auf das Bänkchen fallen.

Ich schob eines meiner Knie auf den Nagel und ließ mich mit

dem ganzen Körpergewicht darauf nieder. Anschließend faltete ich die Hände, hielt mir den Mund damit zu und biss mir auf die Finger, während ich mir das Knie aufschürfte und dazu das Gloria sprach.

Ich scheuerte es heftig daran, bis mir der Schmerz heiß in den Nacken schoss. Auch ich wollte aufgeschürfte Knie wie die Kinder unten am Lambro. Auch ich wollte spüren, wie der Fluss meine Zehen kitzelte, und meine schlammverschmierten Beine zeigen. Und dass sich die Jungs für mich im Wasser abstrampelten.

2.

Wenn die Malnata in ihren ausgetretenen Sandalen an ihnen vorbei über das Kopfsteinpflaster von Monza schlurfte, mit erhobenem Kinn und in Begleitung von zwei etwas älteren Jungen, beeilten sich die Frauen, das Kreuz zu schlagen und ein Stoßgebet zum Himmel zu schicken, und die Männer spuckten auf den Boden. Die Malnata streckte dann die Zunge heraus und verneigte sich laut lachend, als wäre sie dankbar für diese Beleidigungen.

Mit ihrem tiefschwarzen Haar, das so schief geschnitten war, als hätte man sie mit Schüssel und Fleischermesser frisiert, und mit ihren leuchtenden dunklen Augen, die ihr zusammen mit den schlanken, flinken Beinen etwas Katzenartiges verliehen, war sie für mich das schönste Geschöpf, das ich je gesehen hatte.

Vier Tage nach jenem Sonntag, an dem mein Blick von der Brücke dem ihren begegnet war, sprach sie zum ersten Mal mit mir.

Es war der 6. Juni 1935, das Patronatsfest zu Ehren von San Gerardo. Der Platz vor der Kirche und die Arkaden und Balkone ringsum waren mit Fahnen und Girlanden geschmückt, überall herrschte dichtes Gedränge wie an Ostern. In einer Prozession zogen die Gläubigen zum Leichnam des Heiligen, schlugen das Kreuz, küssten sich die Finger, um damit den Schrein mit der in Gold gewandeten Reliquie zu berühren und danach wieder auf den hellen Platz hinauszutreten, um tief Luft zu holen.

Die Glocken ächzten, und die Wolken waren schwer von der Hitze. Unter den Arkaden und im Kreuzgang boten Händ-

ler im Schatten der Maulbeerbäume Zuckerwaren und Blechspielzeug feil, auch eine Schießbude war dort aufgebaut. Signor Tresoldi, der Obsthändler, wartete hinter seinen Kirschen mit verschränkten Armen auf Kundschaft. Er machte ein grimmi- ges Gesicht und roch nach muffigen Handtüchern. Ab und zu stützte er sich mit seinen kräftigen Pranken auf den Marktstand und grölte: »Kirschen, Kirschen für drei Lire das Körbchen.« Sein Sohn Noè, dem die Wutausbrüche seines Vaters ins Gesicht geschrieben waren, stapelte Holzkisten vor den Säulen. Er hatte die Hemdsärmel bis über die Ellbogen hochgekrempelt wie ein gestandener Mann, obwohl er kaum drei Jahre älter war als ich und die Schule nicht hatte beenden dürfen. Es hieß, der Obst- händler habe seinen Sohn immer gehasst, das bewiese schon der Name, den er für ihn ausgesucht hatte. Noè war im November auf die Welt gekommen, zeitgleich mit dem Hochwasser des Lambro. Der Fluss war über die Ufer getreten, hatte Brücken zum Einsturz gebracht und Keller überflutet. Und Noè hatte bei seiner Geburt alles Blut aus seiner Mutter herausgeschwemmt und nur sich selbst gerettet, genau wie Noè, der auf seiner Arche das Vieh mitnahm, ohne an die Menschen zu denken, die der Herrgott dann der Sintflut überließ.

Beim Patronatsfest zu Ehren von San Gerardo herrschte jene erbarmungslose Mittagshitze, die bei feierlichen Anlässen dazu führte, dass die Frauen der Stadt sich in zwei peinlich auf Ab- stand bedachte Gruppen aufteilten: in diejenigen, die sich weiße Handschuhe und ein leichtes gepunktetes Seidenkleid bis knapp unters Knie leisten konnten, und in all die anderen, die das ganze Jahr über zu sämtlichen Hochzeiten und Kommunionen ein und dasselbe grobe Herbstkleid auftragen mussten. Dann waren da noch die Dienstmädchen in ihren Schürzen und mit der Ein- kaufstasche in der Armbeuge, die aber mit dem Besorgungszet-

tel in der geballten Faust hastigen Schrittes die andere Straßenseite entlangeilten und die Buden nur aus der Ferne beäugten.

Meine Mutter hielt mich an der Hand, sie trug ein rosa lackiertes, steifes Strohhütchen mit einem Band, das ihr über die Wange fiel. Im Kurzwarenladen hatte sie Kirschen aus Pappmaschee gekauft und sie mit Draht am Hut befestigt. Sie wollte von den anderen Frauen beneidet werden, vor allem von denen, die ohne Kopfbedeckung umherschlenderten und nur gucken konnten, weil ihnen die Kirschen am Stand des Obsthändlers zu teuer waren.

Meine Mutter begnügte sich nicht damit, dass die einfachen Frauen sich nach ihr umdrehten, auch ihren Männern machte sie schöne Augen. Mein Vater stand, die Jacke über der Schulter, vor der Schießbude. Neben ihm zielte Signor Colombo, den alle mit erhobenem Arm und ausgestreckter Hand grüßten, mit einem Gewehr auf Blechfiguren. Papa hatte seinen Hut abgesetzt und nestelte daran herum, während sich Signor Colombo alle Mühe gab, mit dem Korken zu treffen, als ginge es um Leben oder Tod. Er trug ein schwarzes Hemd mit lauter Verdienstorden an der Brust, ab und zu fuhr er mit dem Daumen über die grün-weiß-rote Anstecknadel mit den Initialen der National-Faschistischen Partei, als wollte er sich vergewissern, dass sie noch gerade saß.

Vor dem Süßwarenstand, der nach Honig und Krapfen duftete, stand Signor Fossati in einem unter den Achseln vergilbten Unterhemd, beide Daumen in den Gürtel gehakt. Er amüsierte sich über die Männer, die mit vom Wein geröteten Wangen den Schießstand umringten. Fossati spottete oft, Colombo hätte in den Särgen der Toten gewühlt, um sich all die Medaillen zu beschaffen. Dass er sie für wer weiß welche Heldentaten erhalten habe, sei frei erfunden, wahrscheinlich habe er sie beim »Faschistischen Samstag« in irgendeinem Sportwettstreit ge-

wonnen, wenn das billige Blechzeug nicht gar ein Erbstück von den Großeltern war. Außerdem stichelte er, Colombo sei wie ein kleiner Junge, der gerne Krieg spielt, ein echtes Gewehr habe der noch nie zu Gesicht bekommen. Colombo wiederum verbreitete, Fossati wisse mit dem Frieden nichts Besseres anzufangen, als ihn in der Osteria di San Gerardo in Lambrusco zu ertränken und später hinter den Mühlen wieder von sich zu geben. Alle wussten das, auch wir Kinder, denn was in anderen Familien so vor sich ging, war Lieblingsthema beim Sonntagsbraten, wenn Freunde zu Gast waren und wir bis zum Schluss am Tisch sitzen bleiben mussten, weil »es sich so gehörte«.

»Kaufst du mir Kirschen?«

Ich zeigte auf den Stand von Signor Tresoldi und zog an der Hand meiner Mutter.

»Du weißt genau, was dein Vater gesagt hat.«

Dein Vater. Wenn jemand etwas tat, was ihr nicht in den Kram passte oder missfiel, schob sie es immer auf jemand anders. »Dein Vater möchte nicht, dass wir dieses Jahr in Urlaub fahren«, oder »Dein Vater meint, mehr als ein Dienstmädchen brauchen wir nicht«. Wenn es darum ging, mich zu bestrafen, war auch ich plötzlich »deine Tochter«, wie ein unliebsames Geschenk, das man hinten im Schrank versteckt und dann vergisst.

»Darf ich sie mir wenigstens anschauen?«

»Die Kirschen? Von mir aus.«

Meine Mutter ließ meine Hand los.

»Aber benimm dich. Nichts anfassen!«

Sie zupfte sich ihr ordentlich gekämmtes und mit Haarnadeln gespicktes Haar unter dem Hütchen zurecht und ging auf die Schießbude zu. Als sie vor meinem Vater und Signor Colombo stand, reckte der das Spielzeuggewehr und fragte: »Möchten Sie, dass ich Ihnen was schieße, Signora Strada?«

Ich krümmte die Zehen in den engen Schuhen und ballte die Fäuste. Kichernd schlug sich meine Mutter die Hand vor den Mund. Signor Colombo berührte sie wie zufällig an der Hüfte, seine Finger strichen über ihren Ellbogen; dann drehte er sich um, stierte mich an und zog die Augenbrauen zusammen wie Mussolini auf dem Porträt bei uns im Klassenzimmer. Und lächelte dabei. Alles in mir erstarrte, als ich seinen Blick auf mir spürte. Voller Scham rannte ich davon.

Ein paar Meter vor Signor Tresoldis Obststand blieb ich stehen. Die mit glänzenden schwarzen Kirschen prall gefüllten Körbchen lockten mich, aber ich hielt Abstand, weil er mir Angst einflößte. Im Schatten der Kirche blieb ich stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt und die Worte meiner Mutter im Hinterkopf: Nichts anfassen!

»Was machst du? Siehst du dir die Kirschen an?«

Eine krächzende Stimme ließ mich herumwirbeln.

Hinter mir, an die Wand mit dem abgeplatzten Fresko von San Gerardo gelehnt und die Taschen des zerschlissenen Kleides von Kieselsteinen ausgebeult, stand die Malnata und sah mich an.

Mir blieb die Luft weg, und der Boden unter mir schien plötzlich seine Konsistenz zu verlieren. Noch nie waren wir uns so nahe gewesen.

Sie roch nach Fluss, eine weiße Narbe reichte von ihrer Nase bis zur Wölbung ihrer Lippen, und von der Schläfe bis zum Kinn erstreckte sich ein rötlich glänzendes Mal.

»Wie bitte?«

Ich stotterte und schämte mich wie damals bei den Nonnen, als ich das Alphabet auswendig aufsagen musste und sie mich mit Stockschlägen auf die Finger korrigierten.

»Die Kirschen«, sagte sie. »Willst du welche kaufen?«

»Kann ich nicht. Ich hab kein Geld.«

»Stimmt doch gar nicht«, sagte sie und musterte mich herablassend, obwohl sie eine ganze Handbreit kleiner war als ich.

»Du bist angezogen wie eine Prinzessin. Deine Schuhe glänzen sogar.« Grinsend zeigte sie auf meine Füße und brach in schallendes Gelächter aus, ohne sich die Mühe zu machen, es zu unterdrücken.

»Na und?«, antwortete ich und bemühte mich, das Kinn oben zu halten.

»Also hast du auch Geld für Kirschen.«

»Ich nicht«, sagte ich. »Aber Papa. Doch er möchte nicht, dass ich die Kirschen kaufe.«

»Und warum nicht?«

Ich starrte auf meine Schuhe.

»Weil er es nicht will.«

»Und warum nicht?«

»Was geht dich das an?«

»Hol dir doch einfach welche«, sagte sie atemlos.

»Wie denn? Ich habe doch gesagt, dass ich kein Geld habe.«

»Na, dann nimm sie dir halt.«

Zu Hause hatten wir ein Kruzifix. Eines von diesen großen, dunklen Exemplaren, das nicht mehr nach Holz roch, sondern nur noch nach Wachs. Es hing bei Mama und Papa über dem Bett neben den silbernen Weihwasserbecken und ihren Hochzeitsfotos.

Wenn die Tür zum Elternschlafzimmer offen stand, schauten die Augen des hölzernen Jesus bis zu mir ins Zimmer, und dann konnte ich nicht mehr schlafen.

»Jesus behält dich immer im Auge«, sagte meine Mutter, wenn sie wieder mal aufzählte, was ein anständiges Mädchen tat und was nicht. Wenn ich, wie sie es nannte, »böse Gedanken« hatte, mir also, ohne zu fragen, *gianduiotti* aus der Pralinendose nahm

und das goldene Stanniolpapier in der Vase auf dem Nachttisch versteckte oder vor dem Zubettgehen einen Aufstand machte oder mich beim Einschlafen zwischen den Beinen berührte, dort, wo man zittern muss, sah ich die traurigen Augen des hölzernen Jesus vor mir und erstarrte – vor Angst und weil mir das schlechte Gewissen in die Glieder fuhr. Ich fühlte mich schuldig und beschmutzt, denn der hölzerne Jesus konnte mir in den Kopf schauen und sah alle meine Sünden, selbst die, die ich gern für mich behalten hätte.

An dem Tag, als die Malnata mich zum ersten Mal ansprach und mich aufforderte, mir Kirschen zu nehmen, antwortete ich: »Das darf man nicht.«

Die Welt bestand aus Regeln, die man nicht übertreten durfte. Aus schrecklichen und gefährlichen Erwachsenenendingen und aus nicht wiedergutzumachenden Fehlern, die jemanden töten oder ins Gefängnis bringen konnten. Ein furchterregender Ort voller Verbote, wo man sich vorsichtig wie auf Zehenspitzen bewegen musste, um ja nichts zu berühren. Vor allem als Mädchen.

Die Malnata reckte energisch das Kinn und sagte: »Schau her. Sieh genau zu!«

Obwohl es in meinem Bauch vor Aufregung kribbelte, gehorchte ich. Ich hatte ihr schon immer zugesehen. Aber jetzt war das etwas anderes: Sie hatte mich dazu aufgefordert.

Sie wandte mir ihren hageren Rücken zu, und als sie aus dem Schatten der Kirche heraustrat, leuchtete ihr pechschwarzes Haar in der Sonne auf. Sie hob kurz die Hand, wie in der Schule, wenn man die Antwort weiß. Und als sie sie wieder herunternahm, kamen hinter einer Säule die beiden Jungen hervor, die sich für die Malnata im Wasser abstrampelten: Filippo Colombo mit seinem glatten blonden Haar und der stämmige,